



Alois Simon Maas
Pfarrer in Fließ

Als „der alte Fließer Pfarrer“ war Alois Simon Maas schon zu seinen Lebzeiten eine Legende. Geboren wurde er 1758 in Strengen am Arlberg. 1846 ist er in Fließ gestorben. Über vierzig Jahre hatte er dort – wohlütig und streng – als Pfarrer gewirkt. Angeblich hat er über übernatürliche Kräfte verfügt und es als Exorzist auch mit dem Teufel aufgenommen. Jedenfalls pilgerte das halbe Oberland um Rat und Hilfe zu ihm. Wie der um neun Jahre jüngere Andreas Hofer gehört auch der Pfarrer Maas in die Tiroler Heldengalerie. Die Verehrung für ihn reicht teilweise bis zum heutigen Tag.

Gott und die Welt

Wie im übrigen Tirol war das Leben auch im Oberland seit jeher stark religiös geprägt. Zwei Dinge muss man dabei wissen: Tirol blieb auch nach der Reformation katholisch. Und: Die Bevölkerung bestand bis spät ins das 19. Jahrhundert überwiegend aus Bauern und Landbewohnern.

Mit vereinten Kräften hatten sich die Gegenreformation und der habsburgische Absolutismus gegen die religiöse Erneuerung durchgesetzt. Das religiöse Leben der einfachen Leute unterschied sich allerdings ziemlich stark von dem, was die offizielle Kirche darunter verstand. Vor allem unter der bäuerlichen Bevölkerung lebte die Frömmigkeit des Mittelalters fort. Magisches Denken und der Glaube an Wunder blieben tief verwurzelt. Die Verehrung der Heiligen und der Marienkult spielten dabei eine besonders wichtige Rolle. Alle Lebensbereiche waren vom Glauben durchdrungen, und es gab eigentlich kein Leben außerhalb der Religion.

02 | 02101



„Überhaupt, so lange man nicht auf einen Nachwuchs an aufgeklärten, mehr nach den Grundsätzen der Patrioten ... gebildeten Priestern hoffen dürfe, die den Staat, in dem und von dem sie leben, auch als ihr Vaterland, den Landesfürsten, nicht einzig den heiligsten Vater zu Rom für ihren Souverain erkennen: Die selbst vernünftige Begriffe von Religion, deutlichere Kenntnisse von den Menschenpflichten haben, und selbe auch vernünftiger vortragen ... Werden die besten Absichten des Monarchen vereitelt, und die gute Sache geht dabei verloren.“

Josef von Stöckl
Pfleger

Josef von Stöckl stammte aus einer Familie, die in Landeck mehrere Richter und Pfleger stellte. Er war ein kaisertreuer Beamter und ein überzeugter Anhänger der Aufklärung. Wir kennen ihn durch einen amtlichen Bericht aus dem Jahr 1788. Da spricht, kaum verborgen, Enttäuschung, ja fast Verzweiflung heraus. Er beklagt eine verkehrte Welt. Jede Vernunft sei verdächtig und das Bekenntnis zu Kaiser und Staat gelte geradezu als Unglaube! „Unsere Leute“, heißt es, wären „das beste Volk der Welt“. Solange die Geistlichkeit es jedoch in Aberglauben und Andächtelei festhalte, werde die Vernunft machtlos bleiben.

Die irdische Gerichtsbarkeit

Im Gegensatz zu anderen Teilen des Reiches gab es in Tirol kaum Leibeigene. Die Tiroler Bauern unterstanden daher nicht der Gerichtsbarkeit der Grundherren, sondern den landesfürstlichen Gerichten. Schon um 1263 wurde das Amt Schrofenstein eingerichtet, das Zams und das Stanzertal umfasste. 1282 ist erstmals von einem „iudicium“ (lat. Gericht) Landeck die Rede. Einige Zeit wechselte der Sitz des Gerichtes noch zwischen Zams und Landeck. Um 1300 wurde das Schloss aber endgültig zum festen Gerichtssitz und blieb es bis ins 19. Jahrhundert. Das flächen- und einwohnermäßig große Gericht zerfiel in die drei Untergerichte Fließ, Zams und Stanzertal. Die Gerichte waren ursprünglich direkt dem Landesfürsten unterstellt. Allmählich wurde es aber üblich, das Amt an Adelige zu verpachten oder zu verpfänden. Das bedeutete für den Fürsten eine gute Einnahmequelle und für die adeligen Familien eine wichtige Machtposition.

📍 03 | 🌐 03101



Christina Schainger
Frau

Endlich gestand die alte Schaingerin. Allerdings erst nachdem man sie „peinlich“ befragt, d.h. gefoltert hatte. Eines Nachts habe sie von einem Teufel ein Pulver bekommen. Damit habe sie dann im Dorf allerhand Schaden angerichtet, Leute verlaust und den Bauern die Milch verdorben. In die Keller sei sie gefahren und habe dort Wein getrunken und Gott verleugnet sowieso. Tod durch Verbrennen lautete das Urteil, wegen Hexerei. Das Gericht in Innsbruck entschied aber, dass man die Schaingerin und die mitangeklagte Anna Haller gnadenhalber vorher enthaupten solle. Das Urteil wurde im Juli 1623 auf der Öd vollstreckt.

Unheimliche Heimat

Magisches Denken und Wissen waren bis in die Neuzeit weit verbreitet und anerkannt. Die „Hexen“ waren darin nur besonders spezialisiert. Sie beherrschten Segenssprüche, Zeremonien, Beschwörungsformeln, die zur Abwehr von Unheil, Krankheiten und böse gesinnten Personen dienten. Die Heilkunst durch Salben, Pflanzen, Amulette, die Deutung von bösen Zeichen und Wahrsagerei gehörten ebenfalls zu ihren besonderen Fähigkeiten.

Erst als man die Zauberei als Teufelswerk zu sehen begann, wurde sie als Bedrohung empfunden. Von offizieller Seite befürchtete man, Hexen könnten die Bildung von Sekten bewirken. Oft genügten schon Außenseitertum und Abweichung, um die gnadenlose Jagd auszulösen.

Frauenhass oder einfach nur Gier und Neid waren häufig der Grund für Verleumdung und Verfolgung. Erst die Aufklärung und die Wissenschaften entzogen dem Hexenwahn allmählich die Grundlage.

📍 04 | 🌐 04101

Wahrsager und Zaubere besuechen wuerde, hiermit gänzlich verboten haben.

Bei gleicher Straff wie gegen den Gotteslästerer als obgehört, wellen wir auch alle Zauberey und aberglaubige Wahrsagerey, sprechen und dergleichen, es seye dass jemandt solchs Zauberey und Wahrsagerey selbst treiben oder solche Wahrsager und Zaubere besuechen wuerde, hiermit gänzlich verboten haben.



Kaiser Franz Joseph I., bei der Jahrhundertfeier 1909 in Innsbruck

„Es ist mir ein Herzensbedürfnis gewesen, anlässlich der Jahrhundertfeier den Boden meiner gefürsteten Grafschaft Tirol zu betreten und die Huldigung seiner treuen Söhne entgegenzunehmen. Ich weiß, dass ich in diesem Lande auf die alte Treue stets rechnen kann. Darum kann das Volk von Tirol meiner besonderen kaiserlichen Huld und Fürsorge jederzeit sicher sein.“

Dominikus Tasch Schützenhauptmann

Noch heute erinnert eine Gedenktafel an der Gerberbrücke an ihn, besser gesagt, „an die tapfere Verteidigung durch den vaterländischen Helden Dominikus Tasch“. Genau hier unter dem Schloss haben die Landecker Schützen die Bayern und Franzosen am 1. Juli 1703 empfangen. Die Ersten, die dem Hinterhalt an der Pontlatzer Brücke entkommen sind, hat der Dominikus mit einem Prügel von ihren Pferden in den Inn hinunter geschlagen. Nachdem sie den Weg über die Brücke mit einem Baum versperrt haben, sind die Schützen zum Gegenangriff übergegangen. Es lief alles so, wie sie es geplant hatten.

Krieg im Oberland

In Tirol hatten die Bauern vergleichsweise große Rechte. Sie waren im Landtag vertreten und konnten ihre Höfe vererben. Die Sonderstellung war das Ergebnis eines komplizierten Kompromisses: Die adeligen Grundherren waren an der Bewirtschaftung des Bodens, die Bauern an ihrem eigenen Überleben interessiert.

Die Landesfürsten versuchten ihrerseits, die Macht des Adels einzuschränken. Daher gewährten sie den Bauern Freiheiten. Die Bauern waren zwar nicht frei, ihre Pflichten waren aber mit Rechten verbunden. Sie durften Waffen tragen, mussten damit allerdings das Land verteidigen.

Tirol war reich an Bodenschätzen, und es war nicht gleichgültig, wer die Wege über die Alpen kontrollierte. Die Täler und Pässe waren jahrhundertlang die wichtigsten militärischen und wirtschaftlichen Verbindungen in Europa. So kam es also, dass die Landecker Schützen unter Dominikus Tasch im Spanischen Erbfolgekrieg eine nicht unwichtige Rolle spielten.

05 | 05101





Josef Wiestner
Bauer in Strengen

Im Jahr 1861 heiratete der Josef Wiestner die Barbara Korber. Die beiden hatten achtzehn Kinder miteinander. Mindestens sechs davon verließen ihre Heimat. Siegfried, der Älteste, lebte als Maurer in Basel. Von den Zwillingen Johann und Josef arbeitete einer als Asphaltierer in der Schweiz, der andere in einer Zementfabrik in Hallein. Die Spur von Hermann führt ebenfalls in die Gegend von Zürich. Auch Thomas ging als Maurer in die Schweiz. Barbara, um mehr als dreiundzwanzig Jahre jünger als ihr ältester Bruder, war Köchin in Basel. Es klingt hart, aber die armen Gegenden in den Alpen produzierten und exportierten vor allem eines – Arbeitskräfte.

Geteiltes Elend

Die Bauern waren zwar frei, aber deswegen noch nicht Eigentümer der Höfe. Diese waren ihnen lediglich auf Zeit zur Bewirtschaftung überlassen.

Schon sehr früh zeigte sich allerdings, dass längere Leihezeiten für beide Seiten Vorteile brachten: Die Erbleihe setzte sich durch. Üblicherweise übernahm der älteste Sohn den Hof, während die übrigen Nachkommen „ausgesteuert“ wurden.

Im Oberland herrschte jedoch die so genannte „Realteilung“ vor. Das bedeutet, dass die Höfe unter allen Erben geteilt wurden. Ursprünglich war das ganz im Sinn der Grundherrschaft, weil mit der Anzahl der Haushalte auch die Zinseinnahmen stiegen.

Mit einem unverhältnismäßig großen Wachstum der Bevölkerung stieß das System aber an seine Grenzen. Schließlich wurden nicht nur die Grundstücke, sondern auch die Häuser geteilt. Am Ende hieß es für viele, ihre Sachen zu packen und mit dem Karren herumzuziehen.

06 | 06101

»Ich hab mit zehn Jahren schon ins Schwabenland hinaus müssen, zur Arbeit bei den Bauern, und so viele andre, nicht nur ich. Ich musste noch zu Fuß gehen. Die Bahn wäre zwar gegangen, aber wir haben kein Geld gehabt, um mit der Eisenbahn zu fahren. Da mussten wir eben zu Fuß gehen. An einem Samstag ist in Friedrichshafen oder in Ravensburg gewöhnlich Kindermarkt gewesen. Da haben sie die Tiroler Kinder gesammelt. Die Bauern sind vom Land gekommen und haben die Kinder ausgesucht, die sie zur Arbeit brauchen konnten. Dann wurde gehandelt wie bei uns am Viehmarkt ...«

Peter Hainz
Schwabenkind

Er war schon über neunzig, als sich die Wissenschaft für seine Geschichte zu interessieren begann. Er konnte nämlich noch erzählen, wie es damals wirklich zugegangen ist. 1887, mit zehn Jahren, ging er mit seiner Mutter zu Fuß über den Arlberg. Den einen Gulden, den die Bahn gekostet hätte, hat man sich nicht leisten können. Zu Fuß ist er auch wieder zurück, allein und vor der Zeit, aus Heimweh. Eine Fotografie, aufgenommen in Friedrichshafen, zeigt ihn, vielleicht zwei Jahre später, als kleinen Erwachsenen, komplett mit Anzug und Hut und Zigarren in der Rocktasche.

Die Sklaven vom Bodensee

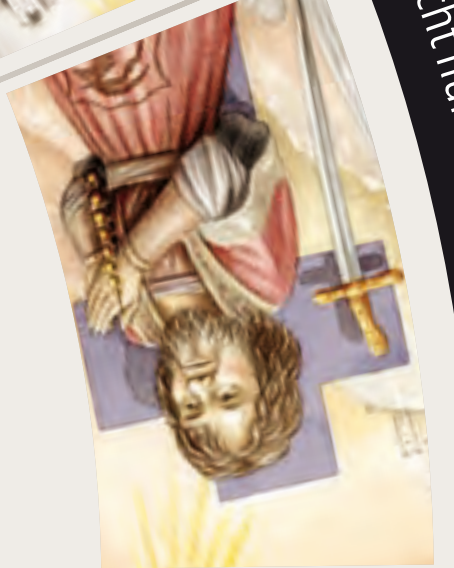
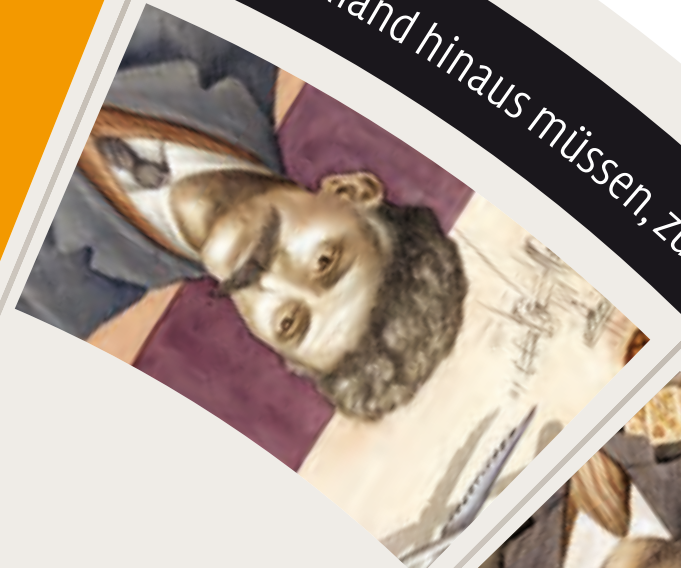
„Schwabenkinder“, so nannte man die Kinder aus Tirol und Vorarlberg, die sich in Oberschwaben als Arbeitskräfte verdingen mussten. Alljährlich wanderten hunderte, zeitweise sogar mehrere tausend Kinder und Jugendliche dorthin.

Im Bodenseegebiet herrschte vom Frühjahr bis in den Herbst „Leutemangel“, daheim gab es zu viele Esser. Die Kinder aus den verarmten Gebieten in den Alpen bildeten die Reservearmee.

Die Arbeit bestand aus nur scheinbar harmlosem Viehhüten und schwerer Landarbeit. Der Arbeitstag begann zwischen vier und sechs Uhr, in den Erntezeiten sogar noch früher, und dauerte bis in die Abendstunden.

Die Kinder waren zweifach Außenseiter, Fremde hier wie dort. Der Lohn bestand zumeist in nichts anderem als Bekleidung und Essen. Fast zwei Jahrhunderte war das so. Die letzten Kinder sind noch nach dem Ersten Weltkrieg gewandert.

 10 |  10101





„Das wäre eine schöne Gegend, ähnlich wie in Schönwies, alles eben, und ein gesundes Klima.“ – „Die Erde ist ganz schwarz, in drei Tagen geht eine Fissole auf und braucht nicht einen Monat unter der Erde zu liegen wie in Tirol. Wir haben drei Ernten. Affen gibt es viele, rote und schwarze, Wildschweine genug, auch kleine Tiger und einige Bären und Vögel von aller Gattung, Papageien usw.“ – „Sollte schütz noch einmal nach Tirol kommen, dann machtes nur kurz mit ihm und knüpfet ihn gleich auf den ersten Baum auf ...“ – **Aus den Briefen der Auswanderer**

Maria Anna Egg
Perufahrerin

Wenn sie damals nicht nach Hause geschrieben hätte, würde sich kein Mensch an sie erinnern.

Aber daheim haben die Zeitungen die Briefe gesammelt und gedruckt. Nach vier Monaten auf dem Schiff begann Anfang August 1857 die Landreise. Über fünfhundert Kilometer ging es zu Fuß und auf Maultieren über die Anden und das Hochland. Mit dem Bau der Straße, welche die Kolonie mit der nächsten Provinzhauptstadt verbinden sollte, hatte man noch nicht einmal begonnen. Den Siedlern blieb nichts anderes übrig, als den Weg durch den Urwald selbst zu bauen. Als sie am Pozuzo ankamen, waren beinahe zweieinhalb Jahre vergangen und ihre Zahl fast auf die Hälfte geschrumpft.

Hundert Jahre Vergessenheit

Überbevölkerung und Wirtschaftskrise führten im 19. Jahrhundert zur massenhaften Auswanderung nach Amerika. Umgekehrt waren vor allem die jungen unabhängigen Staaten in Südamerika dringend auf Einwanderer angewiesen.

Auch in Tirol wurde organisiert dafür geworben. Die Aktionen zielten aber von vornherein nur auf die Ärmsten. Wer es sich leisten konnte, kaufte sich lieber in der Donaumonarchie an. Auf Vermittlung von zwielichtigen Spekulanten nach Peru auszuwandern, muss buchstäblich das Letzte gewesen sein.

Am 25. Juli 1859 gründeten hundertsiebzig Siedler, der überwiegende Teil von ihnen aus Tirol, ihre Kolonie: im tropischen Regenwaldgebiet am Ostabhang der Anden, zehn Breitengrade unter dem Äquator und auf einer Seehöhe von etwa 750 Metern. Ein paar Jahre später traf noch eine zweite Gruppe von Auswanderern ein. Danach geriet die Kolonie für fast hundert Jahre in Vergessenheit.

11 | 11101

Jakob Prandtauer
Maurermeister

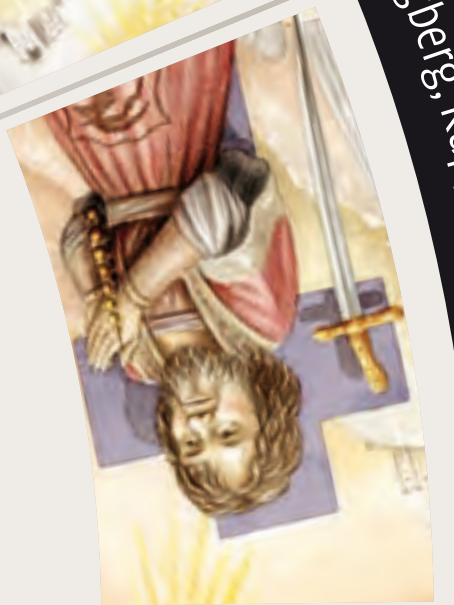
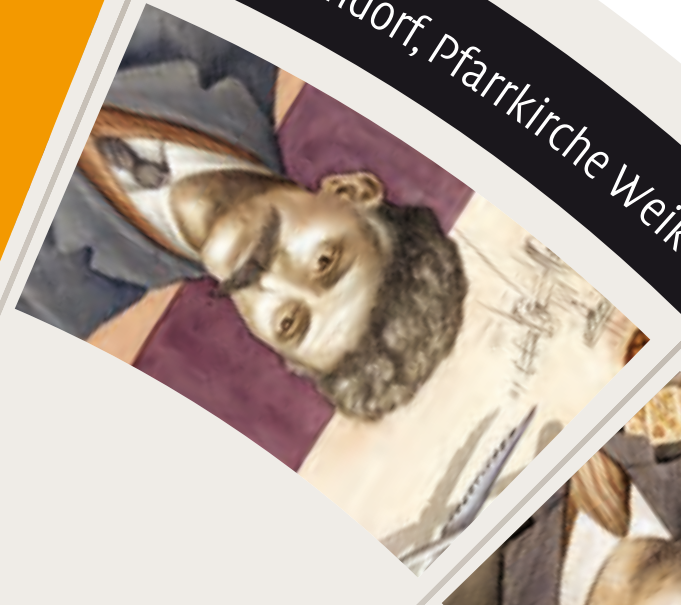
Jakob Prandtauer wurde 1660 als Sohn eines Bergbauern in Stanz bei Landeck geboren und starb 1726 in St. Pölten. Nachdem er in Schnann das Maurerhandwerk erlernt hatte, war er fast zehn Jahre auf Wandschaft. 1692 heiratete er und ließ sich in Sankt Pölten nieder. Nach kleineren Aufträgen erhielt er 1702 den Auftrag zum Bau des Stiftes Melk, dessen Vollendung er selbst allerdings nicht mehr erlebte. Mit Fischer von Erlach und Lukas von Hildebrandt gehört Prandtauer, der sich selbst als „Maurermeister“ bezeichnete, zu den großen Architekten seiner Zeit.

Tugenden aus Not

Zeitweise auszuwandern, hatte im Oberland Tradition. Schon im 17. Jahrhundert gingen die Männer nach Bayern oder in die Schweiz, um dort als Holzfäller, Zimmerleute, Maurer und Hilfsarbeiter zu arbeiten. Um die Mitte des 18. Jhs. erreichte die Zeitwanderung ihren ersten Höhepunkt. Trotz der Einschränkungen durch Krieg und Besatzung zählte man im Jahr 1811 im Gericht Landeck achthundert Zeitwanderer, im Gericht Ried vierhundert. In ganz Tirol ging die Zahl in die Tausende und in der ersten Hälfte des 19. Jhs. überstieg sie allein im Oberland sechstausend im Jahr.

Wandern bedeutete aber mehr als nur Überleben. Die Oberländer seien wegen der Auswanderung „weit mehr gesittet, geselliger, dienstfertiger“, aber auch „weit schlauer“ und „viel raffinierter“, als es Bauern und Handwerker sonst im Allgemeinen sind. – Das bemerkte der Richter und Pfleger Joseph von Stöckl im Jahr 1788. Der Horizont der Bewohner war größer, als es die engen Verhältnisse erwarten lassen.

 12 |  12101



— Alois Molling über die mechanischen Krippen in Tirol

„Es war eine kleine Welt, es war das Leben der engsten Heimat, das hier pulsierte und zu schauen war: eine junge hefrische Sennerein buterte vor der Almhütte, ... ein Scherenschleifer, damals eine alltägliche Erscheinung in der Stille und Einsamkeit der Döfner, ließ den Schleifstein mit dem Fuße schurren und schliff an ihm ein gewaltiges Messer, ein Pfannenbäcker hämmerte an einem Dreifuß herum ... Bethlehem war ein gemütliches Tiroler Städtchen wie Glurns, Klausen oder Rattenberg“

Josef Zangerl Krippenunternehmer

Josef Zangerl (1878–1942) war Bauer in Landeck und betrieb dort auch ein kleines Lebensmittelgeschäft. Er war verheiratet und hatte vier Kinder. Im Ersten Weltkrieg wurde er schwer verwundet. In den Zwanzigerjahren begann er mit dem Bau einer mechanischen Krippe. Damit bereiste er dann in den Dreißigerjahren Österreich und Deutschland. Von den Einnahmen wurde er nicht reich. Er konnte aber immerhin seine Familie ernähren und sogar ein Einfamilienhaus bauen.

Die Wanderkrippe

Die dreiteilige Krippe ist zwei Meter tief und ungefähr sechs Meter lang. Der rechte Teil ist eine orientalische Krippe mit der Heiligen Familie. Der mittlere und linke Teil zeigen die Gegend von Landeck mit Schloss Landeck, der Burschlkirche und zahlreichen lokalen Details.

Verschiedene Szenen stellen das ländliche Leben vergangener Zeiten dar. Neben Bauern gehen Scherenschleifer, Sägearbeiter, Rauchfangkehrer und Kapuzinermonche ihrer Tätigkeit nach. Vierzig der rund hundertvierzig Figuren sind beweglich und werden über einen komplizierten Mechanismus elektrisch angetrieben. Nach dem Tod ihres Erbauers geriet die Krippe in Vergessenheit. In den Siebzigerjahren kam sie als Leihgabe der Familie Zangerl in das Bezirksmuseum.

In dem Objekt verbinden sich mehrere Motive zu einer kuriosen Einheit: naive Kunst, handwerkliches Geschick und Not, die buchstäblich erfinderisch macht.

 14 |  14101



Drahndl
Pos. T-03_01a
Raum T-03 (15)
Tscholl

— Aus einem Brief aus Rom, April 1914

„Es ist so ungeheuer viel Interessantes hier ... wenn ich nur einen Ziegel von diesen ungeheuren Ruinen in meiner Heimatfände, ich käme vor lauter kunsthistorischer Begeisterung ganz aus dem Häußl, hier ist daran ein solcher Überflur, dass man man an den historisch und künstlerisch interessantesten Dingen aus der Antike vollständig stumpfartig vorübergeht. / Nur die Landschaft, u. auch nur eine ganz bestimmte, regt mich an, ja geradezu auf ...“

Josef Tscholl Maler und Heimatsforscher

Die Karriere des Josef Tscholl (1876–1954) begann eher unkünstlerisch. Er war Finanzbeamter in Schlanders und Meran. Erst durch Begegnungen mit Künstlern, Reisen und Studienaufenthalte wurde er zu einem erfolgreichen Landschaftsmaler.

Sein weiteres Schicksal war vom Untergang der Monarchie und den politischen und wirtschaftlichen Krisen der Zwischenkriegszeit geprägt. Er malte und unternahm umfangreiche historische und geografische Forschungen.

Aus Angst vor der Verfolgung durch die italienischen Faschisten floh er 1938 nach Landeck. Ab 1939 leitete er hier das Heimatmuseum. In diese Zeit fällt auch der spektakuläre Fund der Spielkarten im Pfarrhaus von Fließ.

 15101





Oswald von Schrofenstein

Auf einem steilen Felsvorsprung über dem Tal gelegen, macht die Burg Schrofenstein ihrem Namen alle Ehre. (Im Tiroler Dialekt heißt „Schrofen“ soviel wie Felsen.)

Ihre strategische Bedeutung war überragend: Von einer Stelle aus ließen sich alle wichtigen Verkehrswege überblicken. Die Schrofensteiner gehörten im ausgehenden Mittelalter zur Tiroler Adelsprominenz. Sie galten als besonders edelmütig und fromm.

Mit dem Namen Oswalds (gest. 1497) verbindet sich die Sage einer wunderbaren Rettung aus einer bedrohlichen Belagerung. Im Schrofensteiner Altar in der Landecker Pfarrkirche sind er und seine Gemahlin Praxedis von Wolkenstein als Stifterfiguren verewigt.

 15102

Aus der Sage von Schrofenstein ● In der Nacht erschien Oswald eine Frau in himmlischer Schönheit. Sie blickte ihn mit Milde an und sprach: „Habe Mut, edler Ritter, Gott hat deine Seufzer gehört: Schrofenstein wird nicht fallen. Grabe in der Mitte des Gartens unter dem Rosenstrauch und es wird aus dem nackten Felsen eine Quelle süßen Wassers hervor springen und dich und die Deinen laben; der Wein in deinem Weinfass wird niemals altern.“ —